

Zwischen Genialem und Banalem - Ansätze für "gute" Architektur

Autor(en): **Lischner, Karin R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **108 (1990)**

Heft 51-52

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-77590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwischen Genialem und Banalem - Ansätze für «gute» Architektur

Collage eines Besuches von Architekten der SIA-Sektion Solothurn in Graz

Mindestens seit der Ausstellung 1989 «Architektur aus Graz - die Lust am räumlichen Empfinden» im Bauforum Zug hat es sich in den einschlägigen Kreisen herumgesprochen: In Sachen Architektur tut sich was in der entlegenen österreichischen Stadt. Kurz entschlossen wurde das Reiseprogramm der Solothurner SIA-Architekten um diesen Ort bereichert. Werner Stebler, Architekt Solothurn, bereitete die Reise sorgfältig vor. Eine Gruppe Interessierter machte sich auf den Weg.

Die Altstadt erneuert sich

Graz, die eher konservative Hauptstadt der Steiermark, liegt im Südosten Österreichs, nur 30 km von der jugoslawischen Grenze entfernt. Graz, mit 250 000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt des Landes, ist mit den öffentli-

chen Verkehrsmittel nur schwer erreichbar. Mehrmals werden die Eisenbahnzüge umgeschoben, bis sie in den Bahnhof einlaufen. Einfacher ist es mit dem Flugzeug, einer Verkehrsart, die die meisten von uns wählten.

VON KARIN R. LISCHNER,
ZÜRICH

Aus der Luft erinnert Graz ein wenig an die Heimat: Eine dichtgedrängte Altstadt, beidseitig eines Flusses (in Graz: der Mur) und ein ziemlich chaotisches Umland mit einzelnen Architekturinseln hoher Dichte. Alles natürlich um vieles grösser als hierzulande. Laut Stadtprospekt hat Graz die grösste barocke Altstadt in Europa. Doch bei einem Spaziergang in der milden Nachmittagssonne zeigen sich bald wesentliche Unterschiede zu schweizerischen Verhältnissen.

Trotz ihres hohen bau- und kunstgeschichtlichen Wertes haben die Grazer ihre Altstadt nicht unter die museale Käseglocke gestellt, sondern gewähren auch unserem Jahrhundert mit den ihm entsprechenden Ausrücksmitteln dort Platz.

Ein Beispiel ist das Gebäude am Färberplatz (Architekt Richard Ellmer),

ein in ein Stahlbetonskelettgerüst eingehängter Büro- und Geschäftsbau mit einer dreigeschossigen, völlig verglasten Cafeteria, von der wir einen prächtigen Blick auf den Schlossberg und die Altstadt haben (Bild 1).

Ein anderes Beispiel, die Neuinterpretation historischer Bausubstanz von Volker Giencke am Lendplatz: Ein abbruchreifes Wohnhaus aus der Barockzeit, vom Schwamm und von Pilzen befallen, wurde zum offenen, vertikal gegliederten Studentenheim umgebaut, teilweise unter Verzicht auf die Sanierung der alten Bausubstanz. Interessant die unterschiedlichen Aussenbezüge: Innenhof, übereinanderliegende Terrassen und Balkone. Die Perfektionisten unter uns waren verblüfft über die unkomplizierten Details wie die rah-



Bild 1. Gebäude am Färberplatz (Architekt R. Ellmer): Das Durchdringen von zwei prismatischen Baukörpern als Abschluss einer Häuserzeile und Platzwand (Bild: P. Hammer)

menlosen Verglasungen oder die skandinavischen Fensterarmaturen (Bilder 2 bis 4).

Dieses eher ungezwungene Umgehen mit historischen Bebauungen führte allerdings auch dazu, dass viele Erdge-

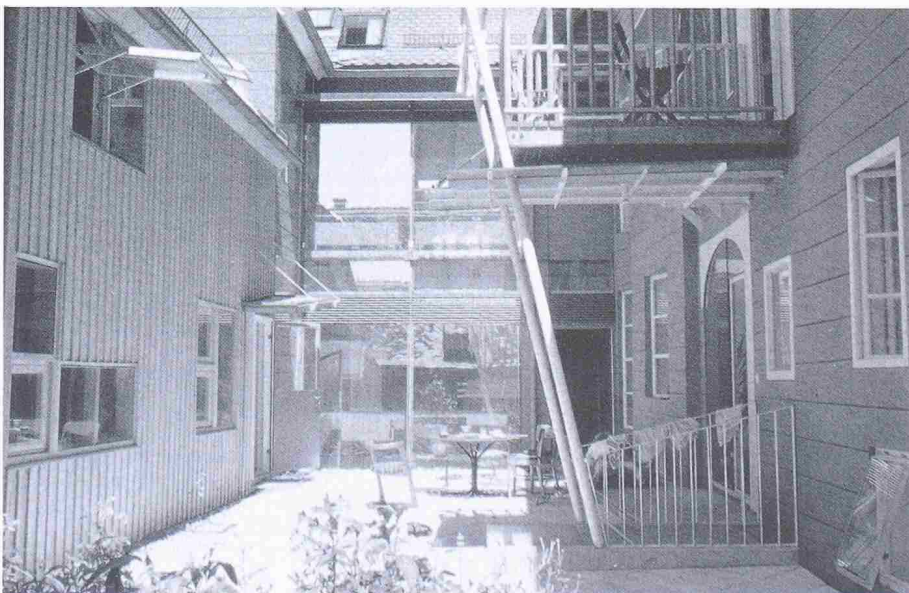
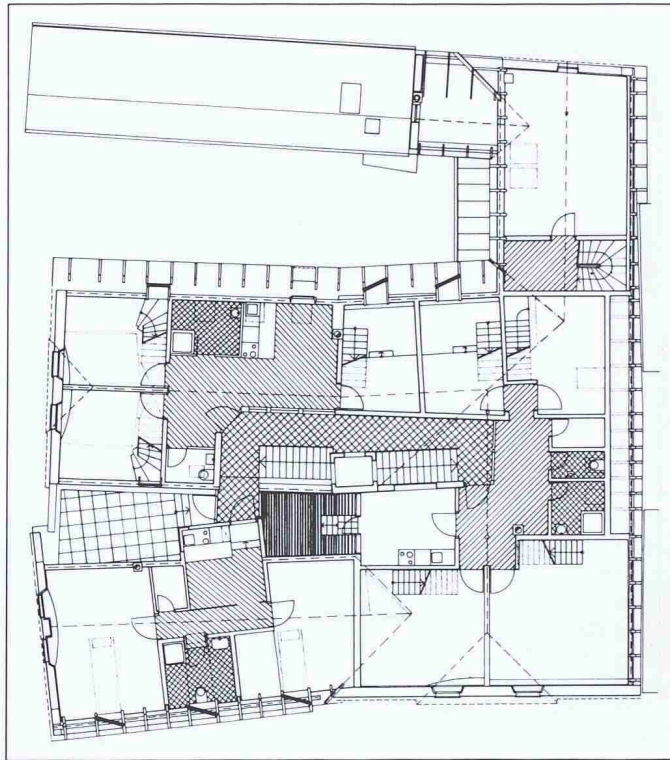
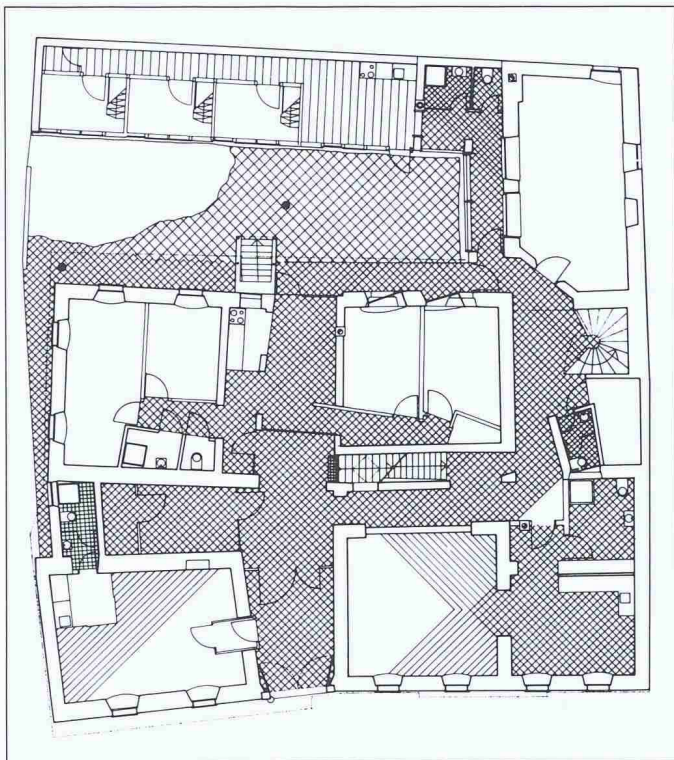


Bild 2. Studentenheim am Lendplatz (Architekt V. Giencke): Im Innenhof durchdringen sich Innen und Aussen



Bilder 3 und 4. Grundrisse Studentenheim am Lendplatz, EG und 2. OG

schosse, teilweise sogar die Obergeschosse der Altbauten arg verstümmelt wurden. Die neuen Nutzungen führten zu Verunstaltungen in Proportionen und Materialien, die erst heute wieder sorgfältig repariert werden (Architekten *Szyszkowitsch/Kowalski*, Warenhaus Kästner und Oehler).

Die Steiermark fördert «gute Architektur»

Den frappantesten Unterschied erfahren wir dann am Abend von Hofrat Dr. *Dreibholz* (dessen Amt bei uns vergleichbar wäre mit dem eines Kantonsbaumeisters): Das Land Steiermark fördert bewusst und gezielt gute Architektur. Wie wurde das möglich?

Drei Voraussetzungen erscheinen mir ausschlaggebend: das kulturelle Klima, die Reaktion der Regierung und der Verwaltung sowie eine sehr schlagkräftige, initiative Architektengruppe (von *Fritz Achleitner*, Architekturpublizist, 1981 als «Grazer Schule» bezeichnet).

Das kulturelle Klima

Die eigenständige Entwicklung in Graz begann spät. Wie alle österreichischen Länder war die Steiermark vor 1938 eine von Wien dominierte Provinz. Erst nach 1945 begann mit dem staatlichen auch der kulturelle Neubeginn.

Das brodelnde Elixier in der sonst eher behäbigen Stadt (Dr. *Dreibholz* spricht

von «Pensiopolis») sind die jeweils im Oktober kommenden Studenten und Studentinnen. Mit den Dozenten sind es über 45 000, ein beträchtlicher Anteil der Bevölkerung, der nicht nur das Strassenbild, sondern auch das Stadtleben und, wie wir es erfahren konnten, auch die Stadtstruktur bestimmt.

Früher ins Blickfeld des Auslands als die Architektur gelangte die Grazer Literatur (*Peter Handke*, *Barbara Frischmuth*, *Wolfgang Bauer* u.a.) und die Jazz- und Popszene (*Erste Allgemeine Verunsicherung*). Die verschiedensten Institutionen und Organisationen sind Träger des kulturellen Lebens: das Forum Stadtpark, eine Plattform für alle künstlerischen Disziplinen; die Styriarte, Festwochen der klassischen Musik; der Steierische Herbst, ein avantgardistisches Kunstfestival und neuerdings das «Haus der Architektur».

Die Reaktion der Regierung und der Verwaltung

Nun ist es keineswegs so, dass die Aufgeschlossenheit und Experimentierfreudigkeit allen Grazern gefällt. Getragen wird sie vor allem vom liberalen Bürgertum der regierenden Schwarzen (für Uneingeweihte: das eher rechte Spektrum der Parteienlandschaft). Allen voran vom Landeshauptmann *Joseph Krainer* und seinem technischen Adjutanten Dr. *Dreibholz*. Dem «Landesfürsten» (leider feierte er gerade zur

Zeit unseres Besuches seinen 50jährigen Geburtstag, zu dem auch alle die mit uns verabredeten Architekten eilten) ist Spitzenkultur – und damit die Bewegungsfreiheit derjenigen, die sie betreiben – ein Anliegen. Ob ihn dazu persönliche Gründe, Wahltaktik (immerhin ist das Modell Steiermark eine kulturelle Ideenbörse, ein Werk der Schwarzen) oder das kulturelle Klima in Graz bewegen, wissen wir nicht. Wir kennen nur seine Taten. Er ist dafür verantwortlich, dass Dr. *Dreibholz* langjähriger Geschäftsführer des Arbeitskreises Bauen und Wohnen, Modell Steiermark, Leiter des Referates für Hochplanung wurde und dass 1978 die Amtsplanung abgeschafft wurde. Dr. *Dreibholz* und sein Team planen und bauen nicht mehr selber, ihre Arbeit besteht im Fördern guter Architektur. Sie fördern mit allen Mitteln, vor allem durch Subventionen. Wer Geld will, muss Qualität liefern und auf Geld ist fast jeder Bauherr, jede Bauherrin angewiesen, seien es die Bauträger des sozialen Wohnungsbaus oder Private bei der Sanierung alter Bausubstanz.

Als erfolgversprechendstes Mittel wird der Wettbewerb angesehen. Im Wohnungsbau ist er ab einer bestimmten Grösse der Wohneinheiten obligatorisch, bei Landes- und Bundesbauten wird er systematisch angewendet. (Wer Bezüge zur Schweiz sucht und sich gern einen Spiegel vorhalten lässt, lese *Benedikt Loderers* Artikel «Die Architektur des Landesherrn», in *Hochparterre*, Juli 1990).

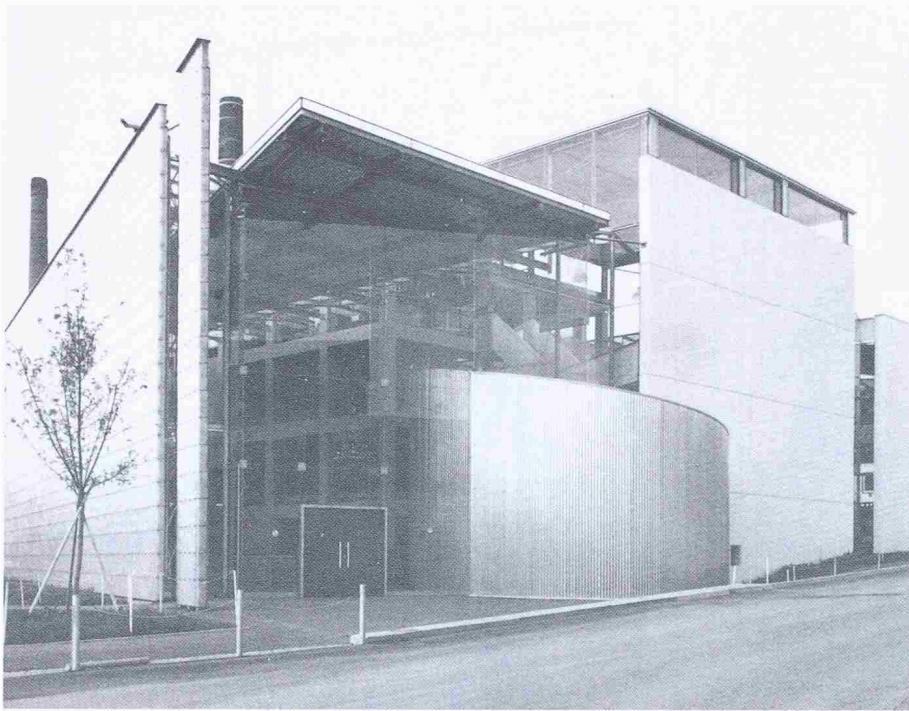


Bild 5. Glasmuseum in Bärnbach (Architekt K. Kada): Städtischer Raum dringt in das Museum ein, das sich im Westen durch eine vorgesetzte Glasschicht abgrenzt

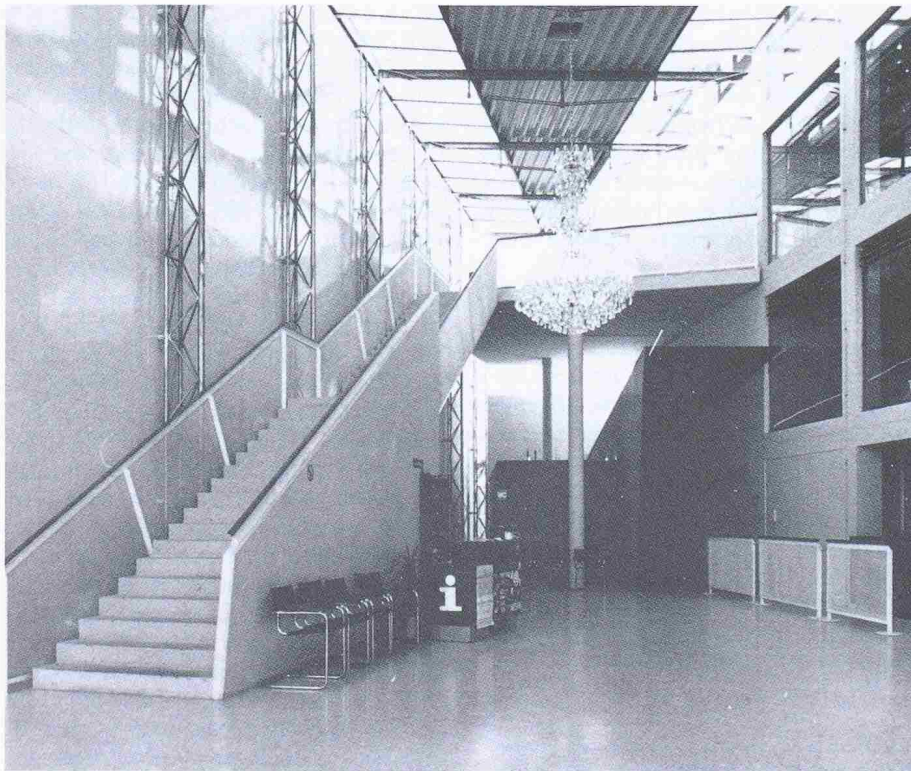


Bild 6. Eingangsraum des Glasmuseums

Die verschworene Gemeinschaft der «Grazer Schule»

Die heutigen Galionsfiguren der Grazer Schule stammen aus den Zeiten der 68er-Bewegung. Den einzigen der ersten Generation, den wir persönlich kennenlernten, Klaus Kada, schwarz in schwarz gekleidet, berichtet fast weh-

mütig von dieser befruchtenden chaotischen Szene. Eine Szene der Studenten, zu der die Professoren nur ab und zu Zutritt hatten. Eine Szene, in der Motorradreparaturen und Architektorentwurf gleich intensiv betrieben wurde, die sich autonom verwaltete und selbst kritisierte. Obwohl Klaus Kada diese Geschichten zum x-ten Mal erzählt, nehmen wir ihm sie als echte spontane

Äusserung ab. Etwas an dieser Zeit muss faszinierend gewesen sein – oder ist Klaus Kada nur ein guter Schauspieler?

Gebaut hat Klaus Kada bis jetzt nicht allzuviel. Am Beginn stand der Umbau der Sparkasse in Bad Radkersburg, dann kamen einige Einfamilienhäuser, eine Siedlung und das Landesvermessungsamt, das für ihn «die Seife zum Erfolg» war. Neuestes Werk ist das Glasmuseum in Bärnbach, das im Rahmen der Landesausstellung Glas und Kohle erstellt wurde (Bilder 5 bis 9). Diese Ausstellung dient vor allem dazu, eine Krisenregion aufzupäppeln. Das Glasmuseum wird sicher dazu beitragen, dieses Ziel zu erreichen, wenn auch die Attraktion dieses Ortes die von *Friedensreich Hundertwasser* verschönerte Kirche ist – von einigen unter uns als peinlicher Kitsch abgelehnt (Bild 10).

Wir Architekten und Architektinnen fanden natürlich das Glasmuseum viel spannender. Dazu wäre nicht mal das technisch und konstruktiv Einmalige – eine 30 m hohe, stehende Fassade aus Glas – notwendig gewesen, die alle Wind- und Tragkräfte aufnehmen muss. (Sie musste zweimal fabriziert werden, da die Bohrungen zu feinen Haarrissen führten, die dieses fragile Werk in Frage stellten). Die Reaktion des Werks auf die Umgebung, die kühne, fast freche Art der Anwendung des Materials Glas, die Raumaufteilung, die Durchdringungen von horizontalen und vertikalen Ebenen beeindruckten uns. Da vergassen wir fast gerne, dass es überall hereinregnet, der Wind durch das Gebäude fegt oder bei gutem Wetter eine Backofengluthitze in den eher hilflos arrangierten Ausstellungsräumen herrscht.

Partizipation als Teil der künstlerischen Auseinandersetzung

Wesentlich für die Grazer Schule und das Phänomen Steiermark ist aber das demokratische Bauen, die Partizipation der Bewohner. Der Siedlungsbau hat in Österreich Tradition. Er lag und liegt in der Hand der gemeinnützigen Baugenossenschaften, die, wie Dr. Dreiholz es formulierte, schon lange das Wort «gemeinnützig» gestrichen haben. Mitbestimmung bedeutet deshalb für viele Architekten in erster Linie Transparenz des Planungsablaufs, Transparenz der Finanzierung und damit «Offenlegung des Betrugs» (K. Kada), den diese Genossenschaften an der Bevölkerung seiner Meinung nach begehen.

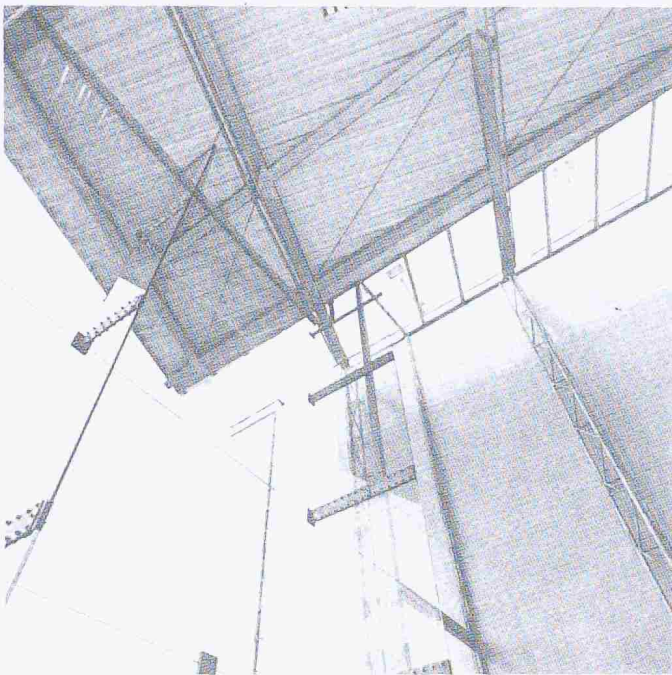


Bild 7. Detail der selbsttragenden Glaskonstruktion

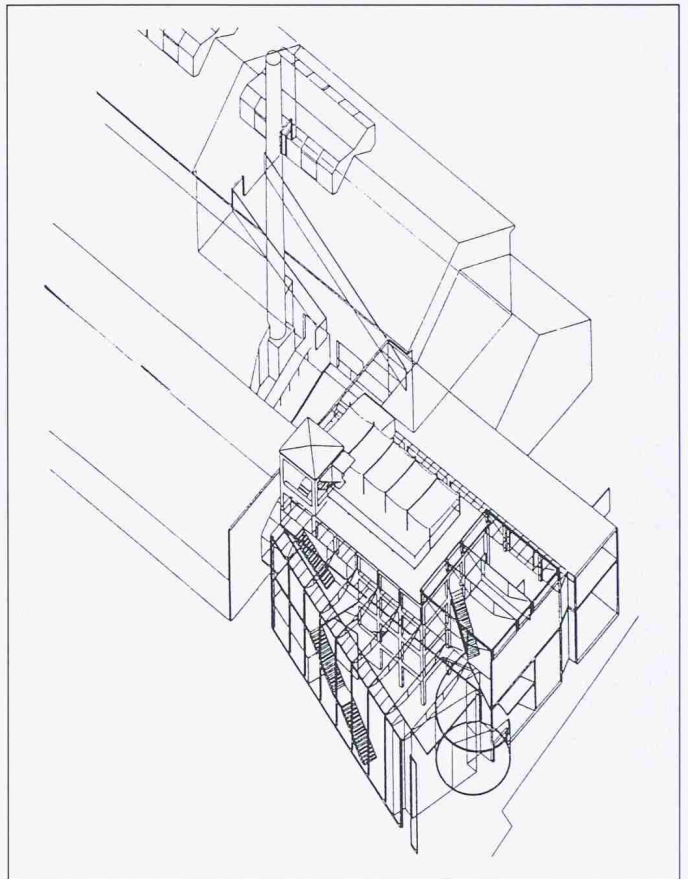


Bild 8. (rechts) Axonometrie des Glasmuseums

Der bekannteste Vertreter der mit den Bewohnern baute, ist *Elfried Huth* (Eschensiedlung in Deutschlandsberg), früher Partner *Günther Domenigs*. Die Partner trennten sich unter anderem wegen verschiedenen Auffassungen über die Art der Mitbestimmung. Die von uns besuchte Siedlung Neuenfeldweg hat Domenig mit seinem jetzigen

Partner *Herman Eisenkoek* realisiert. Sie wurde im Rahmen des Modells Steiermark unter dem Motto «Wohnen in Generationen» erstellt.

Gefordert waren flexible Grundrisse, Abtrennung von Wohnungen und Vergrößerungen von Wohnungen. Entstanden sind in ein Stahlbetongerüst

eingehängte Wohneinheiten mit interessanten Erschliessungen der verschiedenen Geschosse. Die Treppenhäuser sind nicht nur ein interessantes Spiel der Durchdringung von Innen und Aussen, sondern laden auch ein zu spontanem Kontakt.

Während heute die Architekten eher Mühe mit der Partizipation der Bewoh-

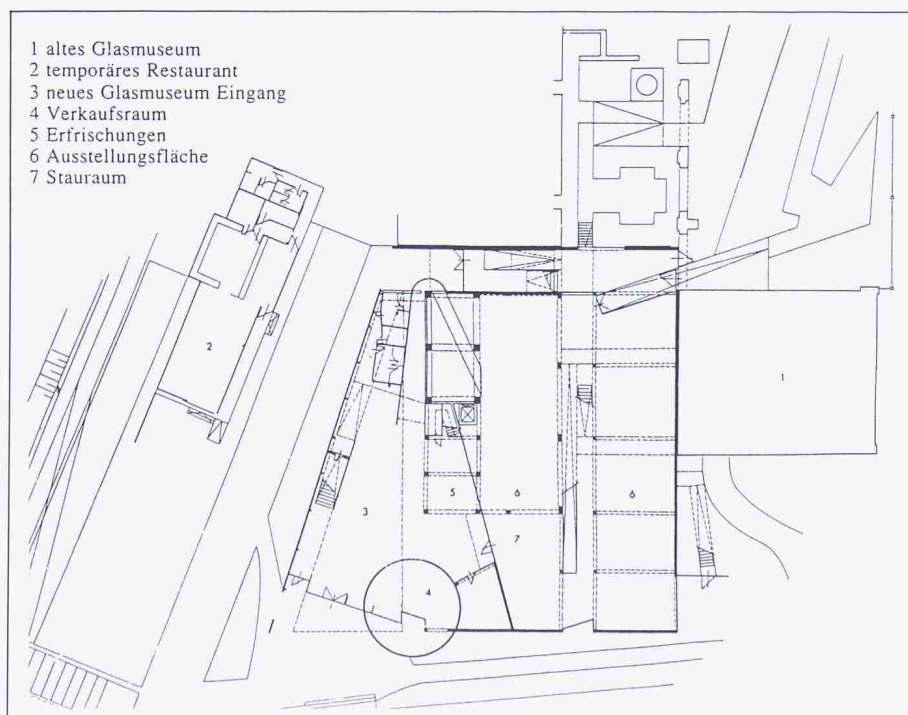


Bild 9. Grundriss des Glasmuseums



Bild 10. Die von *Friedensreich Hundertwasser* bemalte Kirche in Bärnbach

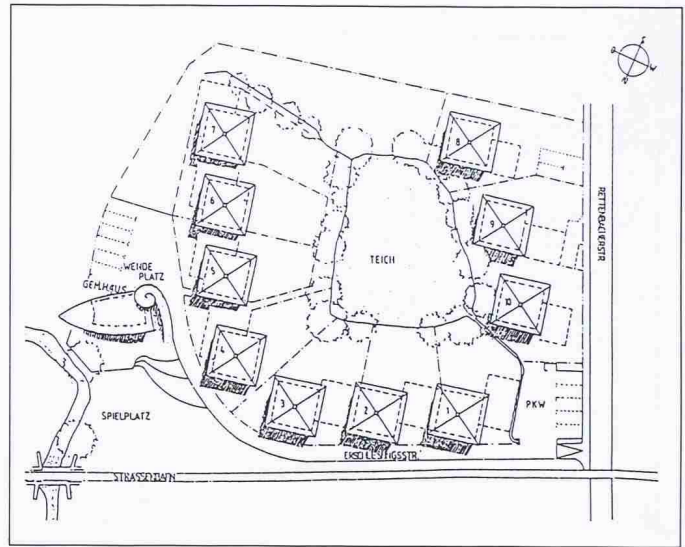


Bild 12. Lageplan Kernhaussiedlung

Bild 11. Kernhaussiedlung (Architektengruppe 3): die würfelförmigen Häuser sind Prototypen für kostensparendes Bauen in Anschaffung und Betrieb

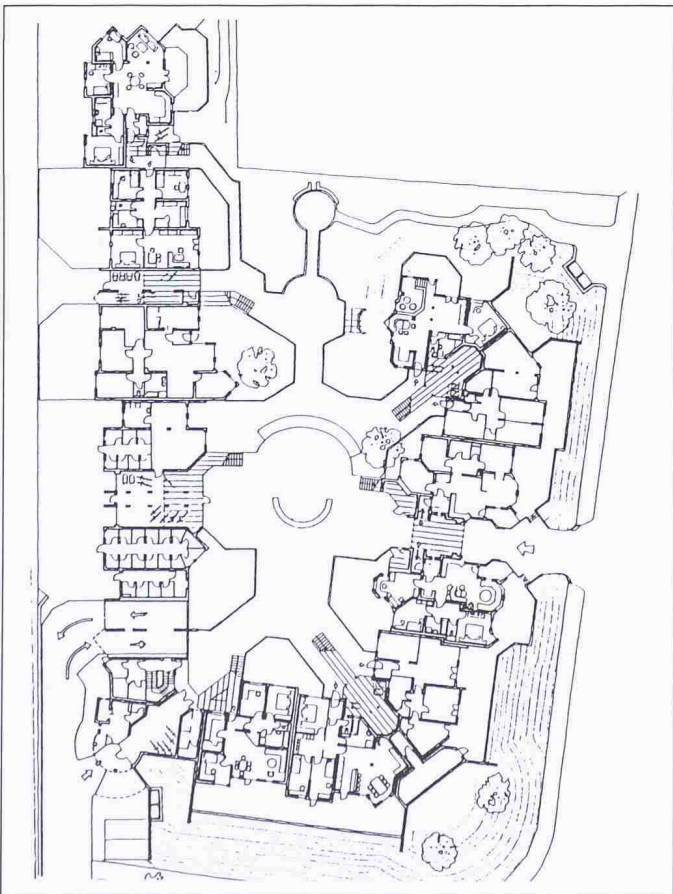


Bild 13. Alte Poststrasse (Architekten Kowalski/Szyzkowitch): Lageplan

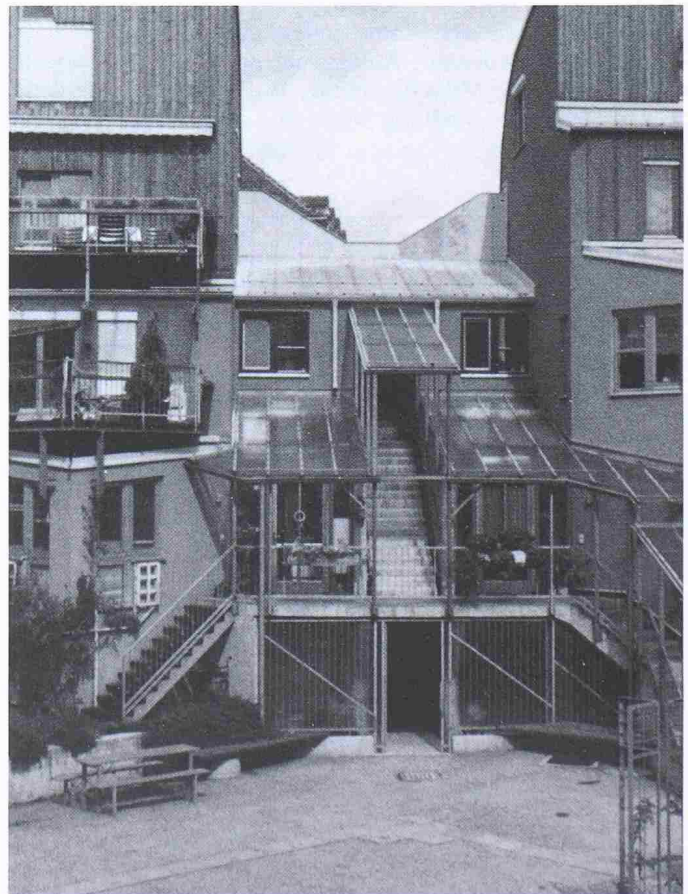


Bild 14. Eingangsbereich in der Siedlung Alte Poststrasse

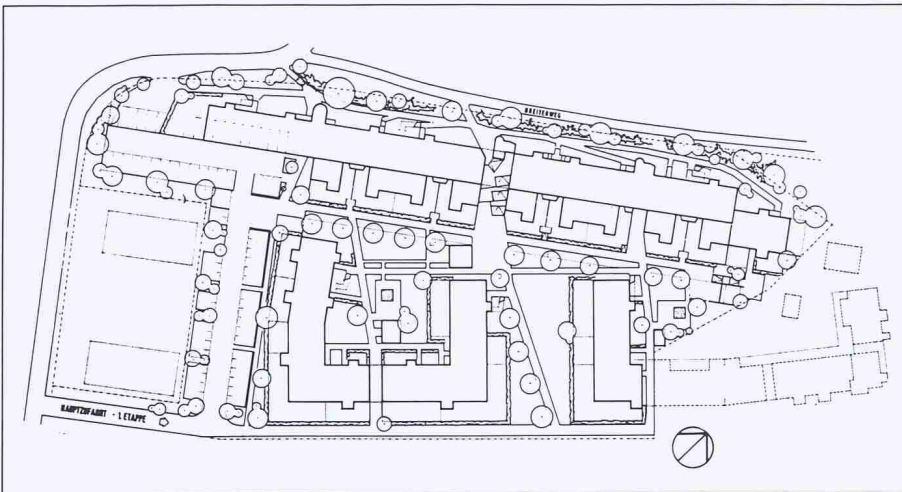


Bild 15. Siedlung St. Peter (Architekten Erskine und Riess): Lageplan

Literatur

- [1] Architektur aus Graz. Öffentliche Bauten und Projekte von 1980 bis heute. Ausstellungskatalog, Brüssel 1987, Vlg. CIAUD.
- [2] Klaus Kada: Bauten und Projekte 1976-1989. Hrsg. Haus der Architektur, Graz 1990.
- [3] Architekturpreis 1988. Hrsg. Haus der Architektur, Graz, 1989.

ner haben («Mitbestimmung bringt viel mehr Arbeit, wird zur Kontrolle der Architekten») sind die Bewohner, mit denen wir gesprochen haben, hell begeistert. Auch sie sprechen von x Varianten und der Auseinandersetzung mit den Fachleuten, haben aber zum Schluss die Wohnung bekommen, die sie wollten und mit der sie sich voll identifizieren.

Verschiedenartigste Eindrücke

Der Eindruck der von uns besuchten Siedlungen war vielfältig, teilweise genial, teilweise banal, die meisten überdurchschnittlich.

Wirklich beeindruckt haben mich nur wenige. Dazu gehören die Kernhäuser der Architektengruppe 3 (Werner Nussmüller, Herfried Peyker, Nikolaus Schuster) in Maria Trost. Um einen Kachelofen und eine Treppe, Mittelpunkt der auf einem quadratischen Wohnungsgrundriss aufgebauten Häuser, können die Räume je nach den Bedürfnissen angeordnet werden. Die Architekten bezeichnen sie als Starthäuser, die in vertikaler und horizontaler Richtung erweitert werden können. Die quadratische Form erlaubt diese Spontanität auch ästhetisch (Bilder 11 bis 13).

Interessant auch der schon 1981 begonnene Geschosswohnungsbau von Karla Kowalski und Michael Ssyszkowitsch, die für so wesentliche Elemente wie: Zugang zur Gesamtsiedlung, Zugang zu den einzelnen Wohnungen und differenzierte Hofbereiche, interessante, abwechslungsreiche architektonische Lösungen fanden (Bilder 14 und 15.)

Überzeugt haben in der Siedlung St. Peter (Ralf Erskine und Hubert Riess) in

(Die Bilder 2 bis 18 stammen aus: «Architektur aus Graz», «Klaus Kada, Bauten und Projekte», «Architekturpreis 1988», sowie von K.R. Lischner und Anja Heer)



Bild 16. Einfache, glatte Baukörper werden durch angehängte Balkone, Laubengänge und aussenliegende Treppen individuell gestaltet

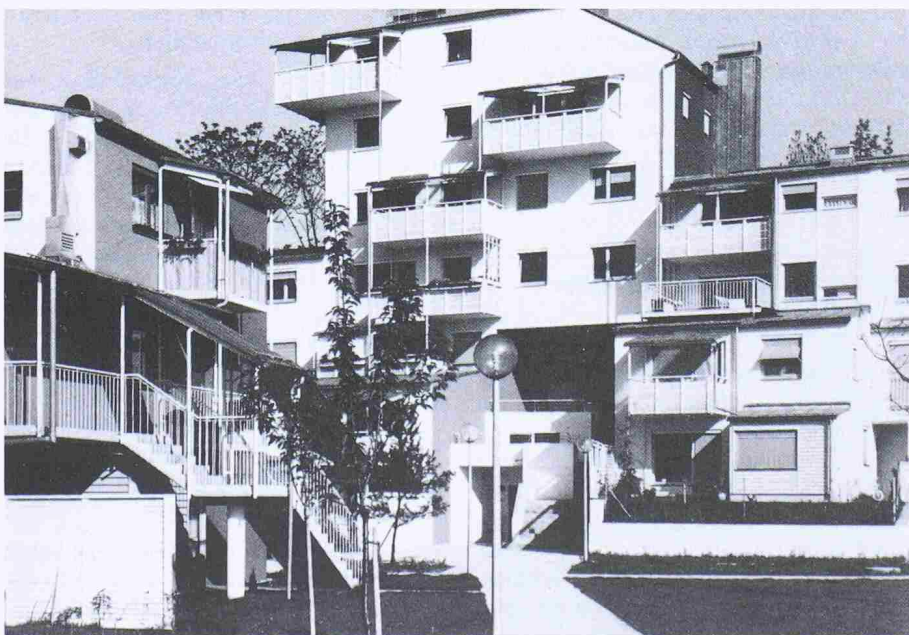


Bild 17. Der eigene Zugang zu den Obergeschosswohnungen ist Grazer Tradition

der ursprünglichen Lehmgrube am Stadtrand die Atmosphäre und die Stimmung. Einfache, strenge Hauptkörper aus massivem Mauerwerk und Betondecken werden durch Sekundärelemente wie farbige Balkone und Terrassen, vorgestellte Windfänge, aussenliegende Treppen und Laubgänge so differenziert, dass dadurch ein unpräzises, angenehmes Wohnumfeld entsteht (Bilder 16 bis 18).

Bei den meisten anderen Beispielen fand ich, dass auch in Graz nur mit Wasser gekocht wurde, dass Belanglo-

ses neben Genialem, postmoderne Kullissenschieberei neben räumlichen Erlebnissen, Brutales neben Sensiblem steht. Dies ist kein Nachteil. Es soll nur zur Versachlichung beitragen und die von einigen Journalisten hochgeschraubten Erwartungen auf ein vernünftiges Mass bringen. Nirgends geschehen Wunder...

Qualität beruht auf seriöser Arbeit, auf Sich-nicht-zufrieden-Geben mit der erstbesten Lösung. Zum Notwendigen muss das Sinnlich-Harmonische und als drittes Element das Poetische hinzu-

kommen. Wie intensiv in Graz an den Projekten gearbeitet wird, konnten wir bei verschiedenen Atelierbesuchen feststellen. Alles, angefangen von der städtebaulichen Konzeption bis zum Fassadendetail, wird an Modellen erarbeitet, überprüft, verworfen, wieder erprobt. Vergleiche mit der Schweiz verkneife ich mir diesmal.

Adresse der Verfasserin: K.R. Lischner, Dipl. Architektin ETH/SIA, Planerin BSP, Allenmoosstr. 125, 8057 Zürich.

Der Wandel der Architekturauffassung in den letzten zwanzig Jahren

Im vergangenen Sommer konnte die Fachgruppe für Architektur FGA ihr zwanzigjähriges Bestehen feiern. Der Anlass wurde am 29. und 30. Juni im Hotel Giessbach am Thunersee festlich begangen. Wir veröffentlichten im folgenden eines der drei Hauptreferate, die sich mit dem Wandel der Architektur in den vergangenen zwanzig Jahren befassten. Manfred Sack untersuchte vor allem die Frage, ob in dieser Zeitspanne stilbildende Kräfte zu erkennen sind, die prägend auf das Architekturgeschehen einwirkten. B.O.

Meine Rückschau über das Geschehen in der Baukunst der letzten beiden Jahrzehnten wird dem strengen Analytiker vielleicht nicht die erhoffte intellektuelle Lustbarkeit bereiten, obwohl sie durchaus analytische Ansätze einschliesst. Eine rhapsodische Etüde möchte ich sie eher nennen, ein Stück

Jahren geschehen ist, ungewollt, allen Vorsätzen widersprechend, gleichsam unter der Hand? Von Hilversum bis Brunn und Wien, von Oslo bis in die Schweiz lassen sich doch die Spuren dieses neuen Denkens erkennen, das dann wahrhaftig zu einem neuen Bauen geführt hat.

Jedoch nichts dergleichen in den letzten zwanzig Jahren; eigentlich haben sich immer nur Ansätze gezeigt, die dann auf die verschiedenste Weise fortgeführt wurden, und eigentlich sind es eher Moden gewesen als Erscheinungen mit stilbildender Konsequenz.

VON MANFRED SACK,
HAMBURG

mit Abschweifungen also, eine mehr oder weniger vom Zufall regierte Versammlung von Gedanken...

Ich werde weder versuchen, den vergangenen zwanzig Jahren einen besonderen Aspekt abzugewinnen, dem ich alles andere unterordne, noch einen chronologischen Überblick zu geben – das wäre wohl gar nicht möglich und auch nicht sinnvoll.

Also frage ich: Was hat sich in diesen zwei Jahrzehnten getan? Was hat sich verändert? Hat sich so etwas wie ein Stil der siebziger oder achtziger Jahre herausgebildet, etwa so, wie es in den zwanziger und den frühen dreissiger

Die Ausgangslage nach dem 2. Weltkrieg

Dabei hätte man doch annehmen können, dass die Ausgangsbasis 1918 und 1945 nicht gar so unähnlich gewesen seien: Zwei Weltkriege waren zu Ende gegangen. Die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges war, verglichen mit der des Ersten, unermesslich viel grösser. Aber es handelte sich beide Male um scharfe, schmerzreiche Zäsuren im europäischen Dasein. Und doch war die erste Zäsur, wenngleich sie dem quantitativ

«kleineren» Übel folgte, ungleich nachhaltiger: Ein Gesellschaftssystem war gestürzt worden, ein neues hatte sich zu bilden begonnen; auf die Monarchie folgte die Republik, die Demokratie machte ihre ersten deutschen Gehversuche. Der Einschnitt jedenfalls war so tief, dass die Architekten nun auch keineswegs nur eine neue Architektur im Sinne hatten, sondern eine Architektur für neue, andere, nun hoffentlich friedfertige, denkwilige Menschen, die der Vernunft einen grösseren Platz als jemals vorher einzuräumen bereit wären. Das Neue Bauen wurde für den erhofften Neuen Menschen konzipiert – und ein wenig glaubte man doch auch, mit einer anderen, besseren Architektur die Haltung von Menschen beeinflussen zu können – eine, wie wir wissen, schöne, jedenfalls ausserordentlich bewegende Fiktion, deren Stimulantien nicht wenig aus dem sozialen Elend der Zeit gewonnen wurden, aus der Armut. Sie erzwang bei aller Kühnheit des Einfalls äusserste Sparsamkeit – eine nach Kräften intelligente Einfachheit.

Nach dem zweiten Desaster aber war die Niederlage so deprimierend, so mit Schuld beladen, dass es dem Geist die Flügel lähmte – aber es war ja, wie man später bemerkte, doch nur der alte Geist; teils war er in den zwanziger Jahren trainiert, aber in den dreissiger und vierziger Jahren demoliert worden. Und so war 1945 in Wahrheit keine «Stunde Null», sondern nur ein schockierter Übergang, es ging alles nur weiter, man hatte in den Planungsbüros schon während des Krieges vorausgedacht. Es war, den Umständen entsprechend, nur alles viel schlimmer, viel ärmer als damals, 1918.

Nein, es gab 1945 in Mitteleuropa keine neue architektonische Idee wie 1918 für die zwanziger Jahre und erst recht keine für den Städtebau. Die Notzeit ermunterte zu keinerlei Kühnheiten, sie